Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 32 (1928-1929)
Heft: 4

Artikel: Wie Gaspard lebte und starb
Autor: Stierlin, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663463

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie Gaspard lebte und starb.

Von A. Stierlin.

Paris betrauert einen „großen" Toten. Gaspard ist tot. Wer ist Gaspard?

Vor neunzehn Jahren wurde in Kopenhagen einem afrikanischen Elefantenpaar ein munteres Söhnlein geboren, das vom Direktor des Zoo mit dem ominösen Namen Kaspar bedacht wurde. Er verlebte eine fröhliche Jugendzeit unter der ängstlichen Obhut einer treubesorgten Mutter und wurde liebkost, verwöhnt und bewundert vom Publikum. Schon in seiner Jugend lernte Kaspar verschiedene Kunststücke. Er spielte, auf seinem Hinterteile sitzend und mit beiden „Händen" sein Instrument haltend, eine Art Flöte. Mit dem Rüsselende blies er abwechselnd in die verschiedenen Röhren seiner etwas handfesten Harmonika. Mit bewundernswerter Fertigkeit konnte er betteln und seinen Zuschauern die Taschen durchsuchen. Gewitzigt durch böse Kerle, kannte er sehr wohl Freund und Feind. Hatte er jemand aufs Korn genommen, so war's gewiß einer, der ihm einmal, vielleicht vor langer Zeit, ein Leid angetan hatte, ihm etwa mit der Nadel in den empfindlichen Rüssel gestoßen oder statt Zucker etwa Kreide oder gar Soda dargereicht hatte. Unmerklich trat dann Kaspar einen Schritt zurück. Mit großer Schnelligkeit füllte er seine Trompete mit Wasser und ließ eine Sintflut auf den Fehlbaren strömen, daß dieser geknickt von dannen schlich.

Kaspar war einer der besten Arbeitselefanten. Er war während der Kriegszeit in Hannover und hat hinter der Front und nahe derselben Leistungen vollführt, die von zwanzig Mann kaum bewältigt worden wären. Sein Lieblingsdresseur war Dönsing, ein Mann, dem Kaspar wie ein Lamm folgte und dem er aufs Wort gehorchte.

Die Nachkriegszeit und ihre Folgen in der Entwertung des Geldes haben Kaspar übel mitgespielt. Er kam nach Paris und lebte dort im Jardin d'acclimatation. Da habe ich ihn getroffen. Ein riesiger Kerl! Sein Gewicht betrug siebzig Zentner, aber ebensogroß wie sein Körper war seine Gutmütigkeit. Anfangs hatte er Heimweh nach seinem Freunde Dönsing, doch er fand sich mit den Umständen als kluger Mann ab, hatte es doch auch seine Annehmlichkeiten hier in Paris. Und eine derselben war die Flasche. Ja, Kaspar liebte sie, aber nicht nur die Milchflasche der Kinder, sondern besonders die Flasche, in der sein Wärter den Neunuhrwein mitbrachte. Mit bewundernswerter Fertigkeit umschlang Kaspars Rüssel die Bouteille und schüttete deren Inhalt in den weitgeöffneten Schlund. Nachher grunzte er seelenvergnügt und machte dann ein gemessenes Tänzchen ganz nach Art des modernen ruhigen Tango oder Onestep. Man konnte sich kranklachen ob des drolligen Kerls und seiner Pose, und man darf behaupten, daß er ein Liebling der Besucher war, immer gemütlich, immer vergnügt.

Da traf mich wie ein Blitz die Kunde, Kaspar sei tot. Was war da geschehen? Ich erkundigte mich.

Mit dem ruhigen, liebenswürdigen Kaspar war eine Wandlung vorgegangen. Erst fing er an, wild zu trompeten. Sein sonst so taubenfrommes Auge wurde blutrot und rollte wild. Seinem Wärter, der ihn mit sanften Worten beraten wollte, stampfte er mit seinen Säulenbeinen auf die Füße, und wenig hätte gefehlt, so wäre ein Unglück geschehen. Dann verwandelte er die fast armdicken Gitterstäbe in Korkzieher, riß Pfähle aus und zertrümmerte Balken. Einer seiner prächtigen Stoßzähne ging dabei in die Brüche. Man wußte sich nicht mehr zu helfen.

Da erinnerte man sich Dönsings, des Elefantenführers, der während zwölf Jahren Kaspars Freund und Liebling gewesen war. Als dieser vom Zustande seines früheren Pfleglings hörte, säumte er keinen Augenblick. Und als er sich Kaspar näherte, erkannte ihn dieser wohl, und schon glaubte man gewonnenes Spiel zu haben, glaubte, Kaspar werde sich beruhigen. Da, plötzlich kommt der Dämon wieder über ihn. Er erfaßt eine Türe von 200 Kilo und wirft sie auf Dönsing, so daß dieser mit gebrochenem Arme von dannen getragen wird, knapp dem Tode entronnen.

Das besiegelt Kaspars Schicksal. Er soll sterben. Aber wie? Erschießen? Das geht nicht, da die Wirkung unsicher ist. Mit einem Tank sich ihm nähern? Der Raum ist zu eng. Ein Lasso auf ihn werfen und ihn strangulieren? Unmöglich, denn der Rasende ist zu behende und

zu schwer. Siebzig tobende Zentner sind allerhand.

Da kommt man auf den Gedanken, der ja leider heute nicht mehr ungewöhnlich ist seit dem Kriege: das Giftgas! Warum denn nicht? Sterben doch Hunderte durch dieses moderne Vernichtungsmittel. Der Tierarzt des Gartens wird zum Henker Kaspars.

Es ist morgens um 10 Uhr. Etliche Männer stehen vor dem Elefantenhause unter dem Vordach. Es regnet Bindfäden. Man schaut durch ein Fenster in den Käfig, wo Kaspar ruhig hin und her trottet. An einer Stange wird ihm ein Stück Brot hineingereicht. Dann gibt man ihm sein Spielzeug, die Flöte. Kaspar setzt sich auf seinen Hintern: still, er spielt! Er spielt sein Sterbelied. In ruhigem Rhythmus wiegt er sein monströses Haupt hin und her. Ein Mann schleicht in den Raum, unbeachtet. Er stellt in eine Ecke einen Topf, dem bläuliche Dämpfe entsteigen, und huscht wieder hinaus. Man verklebt Ritzen und Spalten mit Kleisterpapier. Dann strebt alles weg vom Richtplatze. Nur einer steht auf der Leiter, die gegen das Fenster lehnt, und schaut hinein. Kaspar spielt immer noch. Doch nun legt er seine geliebte Flöte weg und trottet auf und ab.

Da ertönt plötzlich ein gräßlicher Schrei. Alles rennt herbei, denn wer weiß, ob Kaspar nicht durch die verrammelte Türe sich Bahn bricht in seiner Not. Doch die Angst war umsonst. Der Mann auf der Leiter winkt und bedeutet, daß das Drama zu Ende sei.

In einen Mantel gehüllt und mit einer Gasmaske versehen, dringt der Veterinär in das Gelaß. Ein süßlicher Geruch nach Bittermandeln kommt heraus. Man öffnet Fenster und Türe. Hingestreckt wie ein grauer Fels liegt Kaspar in einer Ecke.

Wer ist denn der Mann, der tränenden Auges sich abwendet und, den Arm in der Schlinge, wegschleicht? Dönsing, der Elefantenführer und Kaspars Freund.

Interessantes Allerlei.

Der Schlaganfall als Lebensretter.

Ein Bauer, namens Paul Kiß, der im Jahre 1912 aus dem Dorfe Kurtos bei Arad in Transsilvania nach Amerika ausgewandert war, schrieb vor kurzem an seine Frau, daß er auf der Heimreise sei und mehrere hundert Pfund Sterling, die er inzwischen erworben habe, mitbringe.

Am Tage seiner Ankunft war aber die Frau so krank, daß sie das Bett hüten mußte. Daher wandte sie sich an ihren Verwandten, einen Schmied, namens Andreas Gergely, mit der Bitte, ihren Mann mit seinem Wagen von der Bahn abzuholen. Gergely ging bereitwilligst darauf ein.

Am Bahnhof begrüßten die beiden Verwandten einander sehr herzlich, und darauf wurde die fünf Meilen weite Heimfahrt angetreten. Leider wußte Gergely, daß Kiß eine große Summe Geldes bei sich hatte. Nach einiger Zeit hielt er plötzlich den Wagen an, stieß den Kiß herunter, holte unter dem Sitz ein Beil hervor, Kiß floh, wurde aber von Gergely eingeholt und zu Boden geworfen, Gergely kniete auf ihm nieder, fesselte seine Hände, ergriff das Beil und sprang auf, um zum verhängnisvollen Schlage auszuholen. Kiß, der vor Schrecken halbtot war, erwartete nun in qualvoller Spannung den Todesschlag. Als er aber nicht erfolgte, öffnete er die Augen und sah sich vorsichtig nach seinem Mörder um, der ihn noch nicht ermordet hatte.

Der Anblick, der sich ihm bot, erfüllte ihn mit letztem, tiefstem Grauen; Gergely stand über ihm, die Beine weit gespreizt, den Oberkörper zurückgeworfen, das von beiden Händen umklammerte Beil hoch über dem Kopf geschwungen. Aber er rührte sich nicht und die Augen waren starr und gläsern. Es gelang dem Kiß, sich von seinen Fesseln zu befreien, und dann stürzte er davon ins nächste Dorf. Mehrere Männer machten sich mit ihm auf; sie eilten zurück und fanden Gergely immer noch bewegungslos in der gleichen drohenden Haltung verharrend. Seine Hände krampften sich so fest um das Beil, daß es nur mit größter Anstrengung gelang, es herauszureißen.

Gergely lag darauf über drei Monate bewegungslos und ohne Sprache im Krankenhaus von Arad. Seine Arme verblieben die ganze Zeit in derselben Lage, hoch emporgestreckt über seinen Kopf.